

Die Sprache der Anerkennung Hegel über Verkennung und Verdinglichung

Steffen K. Herrmann

Als Hegel im Jahr 1788 sein Studium am Protestantischen Seminar im Tübinger Stift beginnt, ist er noch weit von der Entfaltung seiner philosophischen Schaffenskraft entfernt. Der spätere preußische Staatsbeamte zeigt im Alter von 18 Jahren vielmehr noch ganz gegenteilige Züge. Ihm wird nachgesagt, immer wieder durch Verstöße gegen die Stiftsordnung aufgefallen zu sein: Fernbleiben von Vorlesungen, Schlafen bis zum Mittag oder durchzechte Nächte etwa zählen zu der Vielzahl an Strafeinträgen, die Hegel in seinen ersten beiden Stiftsjahren bis 1790 sammelt. Dieses Verhalten sollte für den jungen Hegel nicht folgenlos bleiben: Aufgrund seines scheinbar mangelnden Engagements für die Sache der Philosophie wurde er in der Hierarchie der Magisterkandidaten zurückgestuft. Ausdruck fand diese Hierarchie in den so genannten »Locationen«. Diese waren ein im gesamten württembergischen Erziehungssystem angewandtes Disziplinierungsmittel. Es beruhte im Wesentlichen darauf, dass die Reihenfolge in der Sitzordnung Aufschluss über die Bewertung der Zöglinge durch die Stiftsleitung gab. Diese Platzierung nun wog umso schwerer, als sie nicht bloß ein Mittel der internen Hierarchisierung war, sondern darüber hinaus in gedruckter Form einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht wurde, so dass diese jederzeit über die Studienleistungen der Zöglinge informiert war. Seine öffentliche Herabsetzung scheint Hegel schwer getroffen zu haben – Horst Althaus spricht sogar davon, dass Hegel »das Trauma seines Absinkens« lebenslang nicht mehr losgeworden sei.¹

Hegels Verletzung scheint nun vor allem auf zweierlei beruht zu haben: Einerseits darauf, dass die Locationen gerade keine adäquate Einschätzung seiner intellektuellen Leistung zum Ausdruck brachten, sondern vielmehr ein Urteil über sein disziplinarisches Verhalten. Trotz seines Betragens galt Hegel nämlich im Lehrkörper immer noch als einer der begabtesten Studenten. Die Erfahrung der Verletzung scheint daher eng mit einer *Verkennung* in Zusammenhang zu stehen. Andererseits scheint es gerade der öffentliche Charakter der Locationen gewesen

¹ Horst Althaus, *Hegel und die heroischen Jahre der Philosophie*, München 1992, 39.

zu sein, der Hegel so tief getroffen hat. Insofern diese für Außenstehende nämlich die einzige Informationsquelle über die Leistungen der Stiftszöglinge waren, wurde Hegels Existenz nach außen hin ganz und gar mit seinem Rangplatz in eins gesetzt. Seine Verletzung scheint daher neben der Verkennung auch eng mit einer *Verdinglichung* verbunden zu sein.

Das Beispiel der Locationen führt uns, so möchte ich vorläufig behaupten, exemplarisch zwei wesentliche Merkmale der Sprache der Herabsetzung vor Augen: Sie ist mit der Verkennung und der Verdinglichung der von ihr adressierten Subjekte verbunden. Ausgehend von dieser Diagnose möchte ich mich im Folgenden der *Sprache der Anerkennung* zuwenden und die Frage stellen, wie eine solche Sprache im Gegensatz zu Ersterer beschaffen sein muss. Auf den ersten Blick könnte man meinen, dass dort, wo die Sprache der Herabsetzung mit dem Verkennen und Verdinglichen der von ihr adressierten Subjekte verbunden ist, die Sprache der Anerkennung mit einem Erkennen und Personifizieren verbunden sein sollte. Meine These lautet nun aber, dass die Sprache der Anerkennung gerade nicht aus einer solchen begrifflichen Entgegensetzung zur Sprache der Herabsetzung verstanden werden kann. Die Phänomene der Verkennung und Verdinglichung nämlich, so will ich im Folgenden zeigen, sind nicht nur für die Sprache der Herabsetzung, sondern ebenso für die Sprache der Anerkennung charakteristisch. Das hat seinen Grund darin, dass das Anerkennen ebenso wie das Herabsetzen im Medium der Sprache operiert und es zur Eigenlogik der Sprache gehört, die von ihr adressierten Subjekte zu verkennen und zu verdinglichen. Was die Sprache der Anerkennung von der Sprache der Herabsetzung unterscheidet, lässt sich daher nicht mit der Entgegensetzung von Verkennen und Erkennen, von Verdinglichen und Personifizieren fassen. Ihr Unterschied liegt vielmehr darin, dass dort, wo Letztere diese Eigenlogik ausbeutet, Erstere diese durcharbeitet. Im Gegensatz zur Sprache der Herabsetzung also, so möchte ich zeigen, müssen wir die Sprache der Anerkennung vor allem als ein Schauplatz der kritischen Auseinandersetzung mit den Phänomenen der Verkennung und der Verdinglichung verstehen.

Ich möchte meine These nun im Ausgang der Sprachphilosophie Hegels erläutern. Meine Überlegungen nehmen ihren Ausgang also nicht von Hegels Theorie der Anerkennung, um von dieser dann etwas über den Charakter der Sprache zu erfahren, sondern ich will gerade umgekehrt im Ausgang von Hegels Theorie der Sprache etwas über den Charakter der Anerkennung zeigen. Dafür möchte ich in einem ersten Schritt auf die Stellung der Sprache im Denken Hegels eingehen. Hier wird sich zeigen, dass wir zwei unterschiedliche Ansätze unterscheiden müssen, die ich als *Namenstheorie* und als *Satztheorie* der Sprache bezeichne (1). Während Hegel mit Hilfe der Namenstheorie deutlich macht, inwiefern unser Sprechen mit der *Verkennung* des von ihm Bezeichneten verbunden ist (2), macht er im Zusammenhang der *Satztheorie* deutlich, dass die Logik von Subjekt

und Prädikat zu einer *Verdinglichung* tendiert (3). Ausgehend von dieser Diagnose möchte ich im letzten Schritt deutlich machen, dass die Sprache der Anerkennung nur dann erfolgreich gesprochen werden kann, solange sie sich in einer Bewegung der *Vorläufigkeit* und *Offenheit* hält (4).

1. Sprache und Anerkennung

Während man retrospektiv davon sprechen kann, dass Hegels ›Theorie der Anerkennung‹ das heimliche Gravitationszentrum seiner Jenaer Schaffensperiode bildet, kann man zunächst ebenso feststellen, dass die Sprache im Prozess der Anerkennung für ihn keine bedeutende Rolle gespielt hat. Überall dort nämlich, wo vom Anerkennen die Rede ist, schweigt Hegel über die Rolle der Sprache, und überall da, wo er über die Sprache nachdenkt, ist keine Rede von der Anerkennung. Seine Überlegungen zur Anerkennung und zur Sprache scheinen daher unverbunden nebeneinander zu stehen. Dieses Phänomen spiegelt sich auch in einem Großteil der Hegelliteratur wieder. Während die zeitgenössische Anerkennungstheorie nämlich kaum substantiell nach der Rolle der Sprache im Prozess der Anerkennung fragt, stellt die Sprachtheorie kaum Bezüge zum Verhältnis von Sprache und Anerkennung her.²

Ich will nun versuchen, die Lücke zwischen Sprache und Anerkennung im Denken Hegels zu überbrücken, und zwar ausgehend von Hegels Versuch, die Anerkennung von der »Bewegung des *Anerkennens*« her zu begreifen.³ Mit dieser Bewegung, so glaube ich, ist nämlich nicht nur jene intersubjektive Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft angesprochen, die zur Folge hat, dass nur ein wechselseitiges Anerkennen als gelungene Form der Anerkennung gelten kann, sondern auch, dass diese Bewegung von ihrer Prozesshaftigkeit her verstanden

2 Diese wechselseitige Blindheit ist von Alexander García Düttmann und Ludwig Siep systematisch zu begründen versucht worden. Düttmann etwa argumentiert, dass Worte für das Anerkennen nicht ausreichen, da jede Form der Anerkennung, welche nicht die »Spur eines Kampfes« in sich trage, eine bloße »formale Versicherung« sei. Noch deutlicher kommt die Position von Düttmann zum Ausdruck, wenn er eine grundlegenden »Sprachlosigkeit« von Anerkennungsprozessen konstatiert (vgl. Alexander García Düttmann, *Zwischen den Kulturen. Spannungen im Kampf um Anerkennung*, Frankfurt a.M. 1997, 189 f.). Etwas optimistischer als Düttmann gibt sich Ludwig Siep. Er versucht die beiden losen Enden des Hegelschen Denkens miteinander zu verknüpfen. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass Sprache zwar ein notwendiger Teil von Anerkennungsprozessen sei, jedoch selbst noch nicht als »Modell der Anerkennens« dienen könne (vgl. Ludwig Siep, *Anerkennung als Prinzip der praktischen Philosophie. Untersuchungen zu Hegels Jenaer Philosophie des Geistes*, Freiburg/München 1979, 131).

3 (1) W. F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes*. Werkausgabe, Bd. 3, hg. v. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Frankfurt a.M. 1986, 146.

werden muss. Damit geraten die medialen Realisierungsbedingungen des Anerkennens in den Blick. Und von diesen bleibt das Anerkennen insofern nicht unberührt, wie es allererst um den Preis der Unterwerfung unter diese Bedingungen zum Vorschein kommen kann. Das Medium, so können wir sagen, prägt das Geschehen des Anerkennens von Anfang an. Als grundlegendes Medium der Anerkennung möchte ich im Folgenden die Sprache verstehen. Insofern wir nämlich auch alle Formen nichtsprachlicher Anerkennung unweigerlich als kommunikativ erfassen und damit in das Register der Sprache eingliedern, können wir die Sprache vorläufig als *generalisiertes Anerkennungsmedium* verstehen.

Ich möchte nun zunächst kurz jene Stellen in Erinnerung rufen, an denen Hegel das Medium der Sprache zum Gegenstand seiner Überlegungen gemacht hat.⁴ Von großer Bedeutung sind zunächst Hegels *Jenaer Systementwürfe*, in welchen er der Sprache eine fundierende Rolle im Übergang von der ›Nacht der Welt‹ zum ›Tag des Bewusstseins‹ zuspricht. Die Fähigkeit, Worte zu verwenden, wird hier als entscheidende Voraussetzung von Subjektivität betrachtet. Noch bevor also die Bewegung der Anerkennung in Gang gerät, scheint sich das Subjekt bereits im Milieu der Sprache zu bewegen. Nahegelegt ist damit, dass sich auch alle späteren Anerkennungsprozesse in diesem Medium vollziehen. An der Beleidigung macht Hegel dies dann zumindest in negativer Form deutlich, insofern er uns mit ihrer Hilfe eine Verletzung von Anerkennungsansprüchen vor Augen führt. Diese praktische Rolle der Sprache ändert sich jedoch in der Folge. Bereits in der kurze Zeit später niedergeschriebenen *Phänomenologie des Geistes* scheint sie jede systematische Stellung verloren zu haben. Nur noch an wenigen randständigen Stellen ist von der Sprache überhaupt die Rede. Ihre zentrale Stellung in der Konstitution von Subjektivität hat sie hier ganz und gar eingebüßt. Die Sprache scheint im Hegelschen System also nach und nach zu verschwinden. Ganz so, als hätte Hegel ihr mit der Zeit immer weniger Bedeutung beigemessen. Diese Verfallsperspektive lässt sich jedoch mit einer zweiten Sichtweise kontrastieren. Das Verschwinden der Sprache aus der Erfahrungsgeschichte des Subjekts in der Zeit zwischen den *Systementwürfen* und der *Phänomenologie* wird hier nicht so verstanden, als messe ihr Hegel immer weniger Bedeutung bei, sondern so, dass Sprache für Hegel einen immer grundlegenden Stellenwert einnimmt. Statt nämlich nur ein Moment in der Entwicklungsgeschichte des Subjekts zu sein, wird sie für Hegel nun zur methodischen Grundlage seines gesamten Denkens. Als ›spekulativer Satz‹ stellt sie nämlich genau jenes Prinzip

4 Einen guten, zumeist chronologisch strukturierten Überblick über Hegels Sprachdenken geben die einschlägigen Studien von Josef Simon, *Das Problem der Sprache bei Hegel*, Köln 1958; Theodor Bodammer, *Hegels Deutung der Sprache. Interpretationen zu Hegels Äußerungen über die Sprache*, Hamburg 1969; Daniel J. Cook, *Language in the Philosophy of Hegel*, Paris 1973; sowie der eher systematisch orientierte Sammelband von Jere O'Neill Surber, *Hegel and Language*, New York 2006.

dar, durch welches die Erfahrungsgeschichte des Subjekts einschließlich der Bewegung der Anerkennung angetrieben wird.

Innerhalb der Jenaer Schriften deutet sich also ein doppelter Zusammenhang von Sprache und Anerkennung an: In den *Systementwürfen* ist Sprache eine notwendige Voraussetzung zur Herausbildung von Subjektivität. Insofern das Subjekt aber allererst in der Sprache zu sich zu kommen vermag, müssen wir auch alle spätern Anerkennungsprozesse auf dem Boden der Sprache verstehen. Ab der *Phänomenologie* dann scheint die Bewegung der Anerkennung selbst von der Sprache strukturiert zu werden. Diese scheint es allererst zu erlauben, die Logik des Anerkennens zu entschlüsseln. Den zwei hier vorgestellten unterschiedlichen Ansätzen des Hegelschen Sprachdenkens korrespondieren nun zwei unterschiedliche sprachtheoretische Zugriffsweisen: Die erste geht vom Namen aus und fragt, wie er das von ihm Bezeichnete zum Ausdruck zu bringen vermag – hier wird Hegel auf das Phänomen der Verkennung stoßen. Die zweite widmet sich dem Satz und der Logik von Subjekt und Prädikat – um dabei auf das Phänomen der Verdinglichung zu stoßen. Auf beide sprachtheoretischen Zugriffe möchte ich nun im Folgenden genauer eingehen.

2. Name und Verkennung

In seinen Überlegungen zur Sprache in den *Jenaer Systementwürfen* folgt Hegel zunächst einer *Namenstheorie der Sprache*. Sprache, so hält er hier programmatisch fest, ist ihrem Wesen nach eine »namengebende Kraft«.⁵ Dieser kommt für Hegel nun insofern eine entscheidende Rolle zu, als mit ihr in der Entwicklung des Geistes jener Wendepunkt erreicht ist, an welchem der Übergang von der animalischen zur menschlichen Existenz stattfindet. »Im Namen« so hält Hegel fest »ist erst eigentlich [...] das Tierische [...] überwunden«.⁶ Im Hintergrund dieser Aussage steht die Vorstellung, dass sich der Mensch erst durch die Namensgebung von der unmittelbaren tierischen Anschauung zu distanzieren und zu einem reflektierten Verhältnis zur Welt zu gelangen vermag. Hegel illustriert diese Aussage an folgendem Beispiel: Was die Anschauung nur als ein gelbes Ding mit Füßen und Schwanz sieht, kann die Sprache als ›Löwe‹ benennen. Mit diesem Namen nun ist eine größere geistige Tiefe erreicht als in der Anschauung.

5 G.W.F. Hegel, *Jenaer Systementwürfe III. Naturphilosophie und Philosophie des Geistes*, hg. v. Rolf-Peter Horstmann, Hamburg 1987, 174. Eine ausführliche Rekonstruktion dieser Entwürfe geben der Aufsatz von Karl Löwith, »Hegel und die Sprache«, in: ders., *Sämtliche Schriften I*, Stuttgart 1981, 373-398, sowie die Untersuchung von Daniel J. Cook, »Language and Consciousness in Hegel's Jena Writings«, in: *Journal of the History of Philosophy*, Bd. 10, 1972, 197-211.

6 Hegel, *Jenaer Systementwürfe III*, 176.

Durch ihn werden nämlich die partikularen Eindrücke der Anschauung zu einem einheitlichen Ganzen verbunden. Der Name strukturiert also die Anschauung. Und zugleich stellt er die Möglichkeit bereit, das von ihm Bezeichnete zu jedem beliebigen Zeitpunkt wieder erscheinen zu lassen. Und zwar einfach dadurch, dass wir den Namen ›Löwe‹ aussprechen. Die Möglichkeit zur Abstraktion von der unmittelbaren Anschauung, die mit dem Namen verbunden ist, bildet für Hegel nun die Grundlage dessen, was er als »Intelligenz« bezeichnet.⁷ Gemeint ist damit die Fähigkeit zum abstrakten Denken. Insofern von dieser Fähigkeit die Beherrschung und Bearbeitung der Natur ihren Anfang nimmt, kann Hegel als Ergebnis seiner Überlegungen festhalten: Der Name ist die »erste Besitzergreifung der ganzen Natur.«⁸ Der Übergang von der tierischen zur menschlichen Existenz fällt für Hegel also mit demjenigen von der unmittelbaren Anschauung hin zum abstrakten Denken zusammen – wobei die Namenssprache jene Bedingungen bereitstellt, die diesen Übergang überhaupt erst ermöglichen. Der Name, so können wir daher sagen, ist für Hegel die Bedingung der Möglichkeit menschlicher Subjektivität.

Während der Name in der Entwicklungsgeschichte des Subjekts der Sache nach ganz klar einen Fortschritt darstellt, legen die Begriffe und Randnotizen, mit denen Hegel die Funktionsweise des Namens beschreibt, oftmals ein ganz anderes Zeugnis von der Bewertung dieses Prozesses ab. Sie machen nämlich deutlich, dass der Übergang von der konkreten Anschauung hin zum abstrakten Denken nicht nur mit einem Zugewinn, sondern ebenso mit einem Verlust verbunden sind. Schauen wir uns dafür zunächst noch einmal den Vorgang der ›Benennung‹ an. Drei Momente lassen sich hier unterscheiden: (a) *Fixieren*: Die Anschauung ist zunächst ein Prozess der in Raum und Zeit stattfindet. Sie enthält die Welt in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit. Hegel bezeichnet sie daher auch als den »Reichtum unendlich vieler Vorstellungen.«⁹ Die Leistung des Namens besteht nun darin, die Reichhaltigkeit der Anschauung intelligibel zu machen. Und zwar dadurch, dass er das Raum-Zeit-Kontinuum unterbricht und eine Momentaufnahme einer bestimmten Raumstelle aus der sinnlichen Anschauung heraus-schneidet. Hegel hält ganz in diesem Sinne am Rande seines Manuskripts fest: »[Der Name] schneidet ein Stück Raum heraus, unterbricht, negiert die Kontinuität des Raums.«¹⁰ Kurze Zeit später nennt er dies dann auch ein »Fixieren« durch die Sprache.¹¹ Die Eigenheit des Namens, so wird damit deutlich, besteht für Hegel darin, dass dasjenige, was in der Anschauung im Fluss der Zeit noch

einer kontinuierlichen Veränderung unterlegen war, durch den Namen aus diesem Fluss herausgegriffen und festgehalten wird. (b) *Abstrahieren*: Der Name schafft damit die Voraussetzung für das abstrakte Denken. Festgehalten im Gedächtnis ist er über die augenblickliche Situation hinaus mitteilbar und verwertbar. Diese Möglichkeit der Aufbewahrung hat zur Folge, dass verschiedene Anschauungen miteinander in Relation gesetzt und verglichen werden können. Etwa die Anschauung all jener Dinge, die wir als ›blau‹ bezeichnen. Aus diesem Vergleich kann dann der allgemeine Name ›das Blau‹ gewonnen werden, von dem Hegel schreibt: »Es ist das Allgemeine verschiedener Farben, aber nicht gleichsam eine Extraktion desselben, sondern eine Abstraktion.«¹² Im Gedächtnis löst sich der Name also so weit von der einzelnen Anschauung ab, dass er nur noch Zeichen eines allgemeinen Verstandesbegriffs ist, der dann in der Folge die Grundlage für das abstrakte Denken bildet. (c) *Gleichsetzen*: Dadurch, dass der Name das Einzelne unter einem abstrakten Verstandesbegriff zu versammeln vermag, kann er das Einzigartige und Verschiedene unter eine gemeinsame Identität subsumieren. Der Name vermag es also, die Dinge in einer bestimmten Hinsicht zusammen zu fassen. Hegel spricht in einer Anmerkung zum Text vom »Setzen der Gleichheit.«¹³ Der Name, so können wir daher festhalten, ist ein Gleichmacher, durch den das Einzelne und Singuläre in seinem Bestehen aufgehoben wird.

Die wesentlichen Grundbegriffe, mit denen Hegel die entwicklungsgeschichtliche Leistung des Namens begrifflich fasst, sind also vor allem drei: Fixieren, Abstrahieren und Gleichsetzen. Damit wird sehr schön deutlich, inwiefern mit dem Name nicht nur ein Gewinn, sondern auch ein Verlust verbunden ist. Plastisch macht Hegel das in einem kurzen Essay mit dem Titel »Wer denkt abstrakt?« deutlich. Hier versucht er zu zeigen, dass es nicht die gebildeten Sprachen der Kunst und der Philosophie sind, welche sich durch ein zu großes Maß an Abstraktion von der menschlichen Wirklichkeit auszeichnen, sondern gerade anders herum: Es ist die Alltagssprache des gemeinen und »ungebildeten Menschen«, welche sich zunächst und zumeist durch eine zu große Wirklichkeitsferne auszeichnet.¹⁴ Hegel führt diesbezüglich das Beispiel eines des Mordes für schuldig befundenen Verbrechers an. Das ›gemeine Volk‹, so konstatiert er, beurteilt diesem Menschen in der Folge allein als einen Mörder. Der ›Menschenkenner‹ dagegen interessiert sich dafür, wie der Mensch zum Mörder geworden ist. Er findet dann etwa »in seiner Geschichte schlechte Erziehung, schlechte

7 Ebd., 185.

8 Ebd., 175.

9 Ebd., 172.

10 Ebd., 176.

11 Ebd., 179.

¹² G.W.F. Hegel, *Jenaer Systementwürfe I. Das System der spekulativen Philosophie*, hg. v. Klaus Düsing u. Heinz Kümmerle, Hamburg 1986, 202.

¹³ Hegel, *Jenaer Systementwürfe III*, 179.

¹⁴ G.W.F. Hegel, »Wer denkt abstrakt?«, in: *Jenaer Schriften 1801-1807*, Werkausgabe, Bd. 2, hg. v. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Frankfurt a.M. 1986, 575-581, 577.

Familienverhältnisse des Vaters und der Mutter, irgendeine Härte bei einem leichteren Vergehen, dieses Menschen, die ihn gegen die bürgerliche Ordnung erbitterte.«¹⁵ In der Sprache des Menschenkenners bleibt der Mörder daher nicht einfach eine abstrakte Person, die vollkommen unter ihre Tat subsumiert wird, sondern er ist ein konkretes Individuum mit einer konkreten Geschichte. Erst dieser Hintergrund mit all seinen Widersprüchlichkeiten, Tragödien und Umschlagpunkten spannt den Horizont auf, vor dem der Mensch beurteilt werden kann. Indem er die Bedingungen der Tat freilegt, kommt der Menschenkenner also zu einem komplexen Verständnis der Sache – für ihn ist der Mensch nicht einfach Mörder, sondern der durch eine individuelle Geschichte zum Mörder gewordene Mensch. Im gleichen Maße wie Hegel hier jedoch zeigt, was es bedeuten kann, mit der verkennenden Funktion des Namens umzugehen, macht er jedoch auch deutlich, dass dieses Niveau im alltäglichen Leben nur selten erreicht wird. Die Alltagssprache verbleibt zumeist auf der Ebene der einfachen ›Benennung‹ und der damit verbundenen Abstraktion. In dem sie von der jeweiligen Besonderheit des einzelnen Subjekts abstrahiert und es auf eine Qualität reduziert, droht diese »einfache Qualität alles übrige menschliche Wesen an ihm zu vertilgen«.¹⁶

3. Satz und Verdinglichung

Die Namenstheorie der Sprache, die wir in Hegels *Systementwürfen* finden, tritt während seiner weiteren Arbeit an einem System der Philosophie zunehmend in den Hintergrund. Bereits in der *Phänomenologie des Geistes* spielt der Name nur noch eine untergeordnete Rolle. Lediglich im Vorwort, bei der Erläuterung seiner spekulativen Methode, kommt Hegel noch einmal auf den Namen zu sprechen. Das jedoch auch nur, um zu betonen, dass der Name nicht allein für sich betrachtet werden darf, sondern im Zusammenhang eines Satzes gesehen werden muss. Damit steht nicht mehr wie bisher die Bewegung der Abstraktion im Mittelpunkt, sondern die Bewegung der Differentiation. Wir können diese Neuorientierung in Hegels Denken dahingehend zuspitzen, dass er nicht mehr dem Ansatz einer Namenstheorie der Sprache, sondern vielmehr einer *Satztheorie der Sprache* folgt. Als exemplarische Form des Satzes gilt ihm dabei der ›spekulative Satz‹. Was wir unter einem solchen zu verstehen haben, versucht uns Hegel nun in Abgrenzung zum traditionellen Urteilsatz deutlich zu machen.¹⁷

15 Ebd., 578.

16 Ebd.

17 Eine detaillierte Rekonstruktion von Hegels Entgegensetzung von Urteilsatz und spekulativem Satz geben sowohl Werner Marx, *Absolute Reflexion und Sprache*, Frankfurt

Der Urteilsatz ist von Aristoteles als die fundamentalste kommunikative Einheit bestimmt worden. Damit scheint zwar eine nicht unerhebliche Weichenstellung vorgenommen zu sein, da neben dem Urteil auch andere Formen von Sätzen wie etwa Befehle, Ausrufe oder Fragen einen großen Teil unseres kommunikativen Repertoires ausmachen. Die unausgesprochene Annahme von Aristoteles lautet jedoch, dass sich der logische Gehalt all dieser Sätze in ein Urteil umformulieren lässt, so dass wir mit dem Urteilsatz für ihn tatsächlich die grundlegendste sprachliche Einheit vor uns haben. Hegel geht es nun in einem ersten Schritt darum, die Fallstricke dieser kommunikativen Grundeinheit deutlich zu machen. Als plastisches Beispiel dient ihm dafür die metaphysische Grundaussage »Gott ist das Sein«.¹⁸ Dieses in der einfachen Form von Subjekt und Prädikat gehaltene Urteil drückt zunächst einfach die Identität von Gott und dem Sein aus. Damit, so Hegel, ist aber nur die halbe Wahrheit dessen, was in der Aussage steckt, ans Tageslicht gefördert. Formal vorausgesetzt wird hier nämlich, dass Gott und das Sein zwei unterschiedliche Entitäten sind. Denn bevor sie miteinander identisch sein können, müssen sie zunächst voneinander unterschieden werden. Erst auf der Basis dieser Voraussetzung kann dann in der Folge gesagt werden, dass Gott und Sein koextensive Begriffe sind. Was Hegel uns also sagen will, ist, dass im Satz »Gott ist das Sein« sowohl die Gleichheit wie auch die Differenz von Gott und Sein behauptet wird. Da der letzte Aspekt im Urteilsatz jedoch gerade nicht offensichtlich wird, kann Hegel davon sprechen, dass dieser das »Nichtidentische des Subjekts« nicht zu fassen vermag.¹⁹ Der Mangel des Urteilsatzes besteht für Hegel also darin, dass er allein der Logik der Identität folgt. Dadurch bleibt aber all dasjenige, was in der Identifizierung von Subjekt und Prädikat nicht aufgeht, ungesagt.

Das Vergessen der Nichtidentität im Urteilsatz hat nun dreierlei zur Folge. (a) In einem ersten Schritt kommt es zu einer *Auflösung* des Subjekts. Insofern die Identitätsaussage »Gott ist das Sein« wie eine einfache Ersetzungsregel verstanden werden kann, durch die der Ausdruck ›Sein‹ immer genau an jener Stelle eingesetzt werden kann, an der von ›Gott‹ die Rede ist, scheint der Sitz der Bedeutung des Urteilsatzes das Prädikat zu sein. Tritt nun aber das Prädikat an die Stelle des Subjekts, scheint Letzteres überflüssig geworden zu sein. Hegel

a.M. 1967, als auch Jere O'Neill Surber, »Hegel's Speculative Sentence«, in: *Hegel-Studien*, Bd. 10, 1975, 211-230. Eine fundierte Deutung von Hegels spekulativer Logik als einer Philosophie der Sprache, die viele Parallelen zu Wittgenstein und Derrida aufweist, gibt Dirk Quadflieg, *Differenz und Raum. Zwischen Hegel, Wittgenstein und Derrida*, Bielefeld 2007, 206 ff.

18 Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, 59.

19 G. W. F. Hegel, *Wissenschaft der Logik I*, Werkausgabe, Bd. 5, hg. v. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Frankfurt a.M. 1986, 93.

spricht diesbezüglich auch davon, dass das Subjekt »zerfließt«.²⁰ (b) Tritt nun das Prädikat an die Stelle des Subjekts, erscheint jenes im zweiten Schritt als dessen eigentliche Grundlage. Damit jedoch wird ein Kategorienfehler begangen, insofern das Subjekt ein singulärer Term ist, der genau eine Entität bezeichnet, ein Prädikat dagegen ein genereller Term, der für eine mit anderen geteilte besondere Eigenschaft steht. In dem Moment, wo das Prädikat an die Stelle des Subjekts gesetzt wird, wird daher eine partikuläre Eigenschaft des Subjekts zu dessen Substanz erklärt. Hegel spricht diesbezüglich davon, dass das Prädikat im Urteilsatz »substantielle Bedeutung« erlangt.²¹ Wir können hier also von einer *Substantialisierung* sprechen. (c) Dieser Vorgang hat in einem dritten Schritt die *Stillstellung* des Denkens zur Folge. Indem die Bedeutung des Subjekts nämlich ganz in das Prädikat übergeht, scheint seine Identität durch dieses vollständig bestimmt zu sein. Wenn das Sein die ganze Natur Gottes ausmacht, dann muss über diesen nichts Weiteres präzisiert werden. Es bedarf keines weiteren Satzes, der noch andere Hinsichten der Identität des Subjekts angeben würde. Der Urteilsatz treibt das Denken daher nicht an, sondern vielmehr wird es durch ihn, wie Hegel es ausdrückt, »gehemmt«.²² Das Urteil droht zum abschließenden Urteil zu werden.

Es sind also drei Gründe, weswegen der Urteilsatz für Hegel eine sehr unvollkommene Form der Kommunikation darstellt. Er ist mit einer Auflösung des Subjekts, mit einer Substantialisierung des Prädikats und mit einer Stillstellung des Denkens verbunden. Diese Merkmale des Urteilsatzes zeigen sich deutlich, sobald ein Subjekt sein Verständnis von sich in Worte zu fassen beginnt. Um seine Vorstellung von sich zu artikulieren, benötigt es nämlich ein Prädikat. In diesem findet es aber nicht nur sein Selbstverständnis aufgehoben, sondern zugleich droht es dieses hier auch zu vereinseitigen. Das Prädikat verleibt sich nämlich das Subjekt des Satzes ein, indem es dieses mit jenem identifiziert. Das Selbstverständnis eines Subjekts zeichnet sich aber noch durch viel mehr aus, als durch die im Prädikat zur Geltung kommenden Besonderheit. So kommt es, dass das Subjekt mit seiner Aussage zwar etwas über sich gesagt hat, aber eben nicht alles. Es hat nur etwas über sein besonderes, nicht aber etwas über sein singuläres Sein ausgedrückt. In dem Moment nun, wo das Subjekt dies realisiert, taucht es wieder aus seiner Versenkung in das Prädikat auf, um durch eine Identifizierung mit einem anderen Prädikat die Artikulation seines Selbstverständnisses zu ergänzen. Dadurch jedoch beginnt die Bewegung des Verschwindens aufs Neue. Dieses Pulsieren zwischen Ein- und Auftauchen, welches sich im Sprechen vollzieht, können wir als eine *Schaukelbewegung* verstehen: Immer wieder identifi-

ziert sich das Subjekt mit dem von ihm Gesagten, nur um alsbald zu realisieren, dass es sich darin nicht zur Gänze wieder zu finden vermag. Zugleich jedoch ist der prädikative Satz die einzige Möglichkeit, durch die das Subjekt etwas von sich aussagen und damit seiner sozialen Existenz Kontur verleihen kann. Das Subjekt bleibt so im Sprechen wie in einer Tretmühle gefangen: Um seiner Substantialisierung im Prädikat und damit seiner Auflösung zu entgehen, muss es die Wörter immer wieder aufs Neue in Gang bringen. Dabei gelangt es jedoch niemals an den Punkt, an dem es dieser Bewegung ganz entfliehen könnte. Das Subjekt kann seine Verdinglichung in der Sprache daher niemals zur Gänze aufheben, sondern immer nur versuchen, im beständigen Ringen mit ihr seine Subjektivität zu bewahren.

Eine Möglichkeit, dem verdinglichenden Sog der Sprache zu entkommen, besteht für Hegel im spekulativen Satz. Wie dieser beschaffen sein soll, versucht er in seiner *Wissenschaft der Logik* deutlich zu machen. Hier schließt er nämlich insofern an seine Überlegungen aus der *Phänomenologie* an, als er sich fragt, wie das im Urteilsatz Verborgene zum Vorschein gebracht werden kann. Der spekulative Satz soll nun die Aufgabe übernehmen, das Zugleich von Identität und Nichtidentität zum Ausdruck zu bringen, um sichtbar zu machen, was im identifizierenden Sprechen verborgen bleibt. Pointiert bringt Hegel dieses Vorhaben mit seiner programmatischen Formel von der »Identität von Identität und Nichtidentität« zum Ausdruck.²³ Sein erster Vorschlag zur Realisierung dieser Einheit lautet, dass dem identifizierenden Satz der »entgegengesetzte Satz« zur Seite gestellt werden soll.²⁴ Bezogen auf das Beispiel aus der *Phänomenologie* würde ein solcher Satz dann lauten: »Gott ist das Sein und Gott ist das Nichtsein«. In dieser Formulierung wären die beiden in der ursprünglichen Aussage enthaltenen Wahrheiten zum Vorschein gebracht: Jener Teil der unmittelbar sichtbar und jener Teil, der zunächst verborgen geblieben war.

Dieser erste Lösungsvorschlag bleibt für Hegel jedoch ungenügend, weil durch die nun entstandene Entgegensetzung beide Sätze als Paradox »unverbunden« nebeneinander stehen. Was daher in einem weiteren Schritt hinzutreten muss, ist die »Vereinigung« beider Sätze zu einer Einheit.²⁵ Diese lässt sich für Hegel jedoch nur durch die dialektische Bewegung des Satzes zur Darstellung bringen. Das heißt durch einen Satz, der zugleich die Bedingung der Möglichkeit seines eigenen Urteils freilegt. Der spekulative Satz, so können wir diese letzte Überlegungen Hegels verstehen, muss eine reflexive Bewegung vollziehen, durch welche die komplexe Einheit zwischen den Momenten von Identität und Nichtidentität freigelegt wird. Diese, so muss Hegel aber letztlich feststellen,

20 Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, 59.

21 Ebd.

22 Ebd.

23 Hegel, *Wissenschaft der Logik I*, 74.

24 Ebd. 94.

25 Ebd.

kann nicht in einem Satz ausgedrückt, sondern nur im reflektierten Durchgang durch diesen Satz eingeholt werden. Konsequenterweise spricht Hegel in der *Logik* daher im Unterschied zur *Phänomenologie* auch nicht mehr vom ›spekulativen Satz‹, sondern allein noch vom ›spekulativen Denken‹. Der von Hegel zu Beginn anvisierte spekulative Satz, so müssen wir festhalten, existiert also eigentlich gar nicht – was mit ihm zum Ausdruck kommt, ist vielmehr, dass wir den gewöhnlichen Urteilsatz auf eine bestimmte Weise verstehen müssen, da unsere Rede sonst einseitig und falsch zu werden droht. Das spekulative Denken hat also wesentlich zur Aufgabe, uns vor den Fallstricken des Urteilsatzes zu bewahren. Eine Aufgabe, der für Hegel allein die Sphären der Kunst und der Philosophie gerecht zu werden vermögen. Wenn das Verständnis der spekulativen Wahrheit eines Satzes wie »Gott ist das Sein« aber solchen extraordinären Spezialdiskursen vorbehalten bleibt, dann heißt das im Umkehrschluss, dass sich unser gewöhnliches und alltägliches Sprechen zunächst auf der Ebene jener partikularen Wahrheiten abspielt, wie sie im urteilenden Satz zum Ausdruck kommen.

4. Die Sprache der Anerkennung

Ich war davon ausgegangen, dass wir die ›Bewegung der Anerkennens‹ im Ausgang von ihren medialen Verkörperungsbedingungen verstehen sollten. In den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit habe ich dann in der Folge das generalisierte Anerkennungsmedium der Sprache gestellt. Hegels sprachtheoretische Überlegungen haben uns dabei gezeigt, dass das Medium der Sprache einer Eigenlogik gehorcht, deren Effekte ich auf die Begriffe der Verknennung und der Verdinglichung zugespitzt habe. Beide Effekte bilden zusammen jenes Phänomen, welches ich als *Gewalt der Sprache* bezeichnen möchte. Die beiden Seiten dieser Gewalt möchte ich dann abschließend in ein Verhältnis zueinander setzen, um deutlich zu machen, dass sich die Sprache der Anerkennung nur als eine kritische Auseinandersetzung mit ihnen verstehen lässt.

Im Zentrum von Hegels Überlegungen zur Gewalt des Namens stand das Verhältnis von *Einzelheit* und *Allgemeinheit*. Die *Allgemeinheit* des Namens, so habe ich dabei gezeigt, vermag das in der Anschauung auf einzigartige Weise gegebene nie adäquat zum Ausdruck zu bringen. Der Übersetzungsprozess vom Register der Anschauung in das Register des Namens ist stets mit einem Verlust verbunden. Indem der Name nämlich seinen Gegenstand aus dem Raum-Zeit-Kontinuum herausgreift, wird dieser in doppelter Hinsicht dekontextualisiert. Zum einen auf der Achse der Synchronie, wo das Bezeichnete aus seinem räumlichen Zusammenhang zu anderem herausgerissen und damit aus seinem Verweisungskontext genommen wird. Zum anderen auf der Achse der Diachronie,

wo das Bezeichnete aus seinem zeitlichen Verlauf herausgehoben und damit seines Ereignischarakters beraubt wird. Hegels Überlegungen zum Namen gehen also von einer Disproportion zwischen Anschauung und Namen aus, durch die das Einzelne nie in vollem Umfang zur Erscheinung zu gelangen vermag. Der Name kann der Einzigartigkeit des Einzelnen nie gerecht werden, weil er diese immer nur in allgemeinen Termini ausdrücken kann. Zwischen Einzelheit und Allgemeinheit besteht daher das Verhältnis einer ursprünglichen *Verknennung*.

Im Gegensatz zu Hegels Überlegungen zur Gewalt des Namens nehmen seine Überlegungen zur Gewalt des Satzes ihren Ausgangspunkt vom Verhältnis von *Identität* und *Differenz*. Dieses zeigt sich besonders gut am Verhältnis von Subjekt und Prädikat. Im gewöhnlichen Verständnis des Urteilsatzes, so argumentiert Hegel, wird dieses Verhältnis einseitig zu Gunsten der Identität zwischen beiden aufgelöst. Der Prozess der Identifizierung ist dabei doppelt problematisch: Zunächst kommt es nämlich durch die Gleichsetzung von Subjekt und Prädikat zu einem Verschwinden des Ersteren in Letzterem, wodurch die Differenz zwischen beiden verloren geht. In der Folge erscheint dann das Prädikat als die eigentliche Substanz des Subjekts. Der Satz, so wird damit deutlich, tendiert dahin, die von ihm bezeichneten Menschen mit denen ihnen zugesprochenen Eigenschaften gleichzusetzen und diese für ihr Wesen zu halten. Diese Auflösung der Differenz in der Logik der Identität können wir als Bewegung einer ursprünglichen *Verdinglichung* verstehen.

Hegels Überlegungen zur Gewalt des Namens und zur Gewalt des Satzes bieten zwei unterschiedliche Begründungen für die Gewalt der Sprache an. Diese Unterschiede lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Während die Gewalt des Namens im Verhältnis von *Anschauung und Name* lokalisiert ist, geht die Gewalt des Satzes vom Verhältnis zwischen *Subjekt und Prädikat* aus. Das hat zur Folge, dass wir es einmal mit einer *außersprachlichen* und einmal mit einer *inersprachlichen* Begründung der Gewalt der Sprache zu tun haben. Wo auf der einen Seite die einseitige Auflösung der Entgegensetzung von *Einzelheit und Allgemeinheit* zugunsten der letzteren im Mittelpunkt steht, ist es auf der anderen Seite die von *Differenz und Identität*. Während Hegel mit der Gewalt des Namens also eine *epistemologische Gewalt* im Auge hat, welche mit der Erkenntnisleistung der Sprache verbunden ist, sieht er bei der Gewalt des Satzes eine *formallogische Gewalt* am Werk, welche in der Struktur des Sprechens wurzelt. Trotz dieser wesentlichen Unterschiede in der Stoßrichtung der Argumentation, scheinen mir jedoch beide Zugangsweisen von Hegel einander nicht entgegenzusetzen, sondern zusammen vielmehr eine Einheit zu bilden, insofern sie als aufeinander aufbauende Formen der Gewalt der Sprache verstanden werden können. Der Namen bringt nämlich allererst jene Termini hervor, die dann im Satz zur Anwendung kommen. Entlang der traditionellen Unterscheidung von Inhalt und Form können wir auch davon sprechen, dass die Gewalt des Namens auf den In-

halt des Sprechens geht, während die Gewalt des Satzes auf die *Form* des Sprechens zielt. In dieser Perspektive würden die Gewalt des Begriffs und die Gewalt des Satzes also einander nicht ausschließen, sondern zwei ineinander greifende Formen einer ursprünglichen *Gewalt der Sprache* bilden.²⁶

Was nun bedeutet diese Gewalt der Sprache für die *Sprache der Anerkennung*? Kann sich Letztere von Ersterer frei machen? Oder bleibt sie immer schon von der ursprünglichen Gewalt ihres Mediums kontaminiert und ist damit selbst eine Form der Gewalt? Ich denke, man muss diese Fragen im Sinne Hegels so beantworten, dass die Gewalt der Sprache in der Sprache der Anerkennung nur dann aufgehoben werden kann, wenn diese auf ihre eigenen Grundlagen reflektiert. Das heißt die Sprache der Anerkennung muss sich einerseits der Tatsache bewusst sein, dass ihr Sprechen der Erfahrung des adressierten Subjektes in seiner Singularität nie gerecht zu werden vermag. Sie muss also um ihre eigene *Unabgeschlossenheit* wissen und diese auch selbst zum Thema und Gegenstand der Rede machen. Das könnte heißen, dass sich das Sprechen stets selbst wieder zurücknimmt und in Frage stellt und damit nur im Modus der *Vorläufigkeit* vollzogen wird. Das eigene Sprechen würde dann als ein provisorisches Sprechen behandelt, das sich als übereilt, verzerrt oder falsch erweisen kann. Solange das Anerkennen sich in dieser *Offenheit* hält, in der es sich immer wieder selbst in Frage zu stellen, weiter anzureichern und zu transformieren vermag, kann es die Gewalt der Sprache immer weiter aufschieben und im Prozess dieses Aufschubs zunehmend neutralisieren. Problematisch wird das Anerkennen erst, wenn diese Offenheit geschlossen wird und die Unabgeschlossenheit des eigenen Sprechens in Vergessenheit zu geraten droht. Wenn sich das Sprechen als definitiv, final und abschließend präsentiert, so als könnte es das adressierte Subjekt abschließend fassen, droht sich die Gewalt der Sprache zu entfalten. Die Sprache der Anerkennung vermag die Gewalt der Sprache also nur in dem Maße zu neutralisieren, wie sie die Bewegung des Anerkennens lebendig hält. So lange die Sprache im Fluss bleibt und der Dialog von Rede und Antwort noch möglich ist, kann die Gewalt der Sprache im Sprechen bewältigt werden. Überall dort dagegen, wo die Bewegung des Sprechens abgebrochen, stillgestellt oder blockiert wird, droht die Gewalt der Sprache eine verletzende Kraft zu entfalten.

26 Hegels Überlegungen zur Gewalt der Sprache haben in vielerlei Hinsicht die Überlegungen von Theodor W. Adorno zur ›Gewalt des Begriffs‹ wie auch Jacques Derridas Überlegungen zur ›Ur-Gewalt der Sprache‹ geprägt. Sehr schön deutlich machen das die Beiträge von Christoph Demmerling, »Adorno – Die Gewalt des Begriffs«, in: Hannes Kuch/Steffen K. Herrmann (Hg.), *Philosophien sprachlicher Gewalt. 21 Grundpositionen von Platon bis Butler*, Weilerswist 2010, 154-171; und Johannes-Georg Schüle, »Derrida – Über die Ur-Gewalt der Sprache«, in: Kuch/Herrmann: *Philosophien sprachlicher Gewalt*, 295-312.

Auf eine solche Stillstellung der Rede treffen wir zunächst bevorzugt dort, wo die Sprache nicht mehr als Selbstzweck gebraucht wird, wie etwa im plaudernden Gespräch, sondern wo sie als Instrument der Handlungskoordination oder als Mittel der Herabsetzung eingesetzt wird. Einen instrumentellen Gebrauch von Sprache finden wir in vielen Institutionen, wie etwa Psychiatrie, Justiz oder Bürokratie. Hier werden abstrakte Klassifizierungsschemata dazu genutzt, um die Einzelnen unter eine bestimmte Diagnose, ein einzelnes Urteil oder einen abstrakten Status zu subsumieren. Einzelschicksale werden so zu Klassen von Fällen zusammengefasst. Von hier aus werden sie dann in standardisierte Verfahrensweisen und vereinheitlichte Routinen abgeschoben, in denen sie als beliebige Exemplare einer Klasse von Vorkommnissen behandelt werden. Natürlich gehen die einzelnen Institutionen in solch einem schematischen Bild nicht auf. So wenig aber, wie sich die Gewalt der Sprache notwendig in Institutionen durchsetzen muss, so sehr zeigt sich in ihnen doch der potentiell verletzende Charakter einer auf ihren instrumentellen Charakter reduzierten Sprache. Dieser kommt dann überall dort in vollen Zügen zur Geltung, wo die Gewalt der Sprache durch die Sprache der Herabsetzung ausgebeutet wird. Das beleidigende Wort oder die diskriminierende Zuschreibung kümmert es nämlich gerade nicht mehr, ob sie den von ihnen bezeichneten Menschen gerecht werden. Verkenning und Verdinglichung gelten hier nicht mehr als Unzulänglichkeiten der Sprache, welche durch die Sprache der Anerkennung reflektiert werden müssen, vielmehr sind sie willkommene Mittel, die Einzelnen unter herabwertende Begriffe zu subsumieren. Die Herabsetzung zehrt gerade davon, ein Moment aus dem Leben des adressierten Subjektes herauszugreifen (das Moment Verkenning) und dieses anschließend als substantielles Merkmal zu setzen (das Moment der Verdinglichung).

Kommen wir zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück: Ich hatte damit begonnen, dass Hegel in der Praxis der ›Locationen‹ die Gewalt der Verkenning und die Gewalt der Verdinglichung als zwei Momente der Sprache der Herabsetzung erfahren hat. Was uns seine Überlegungen zum Namen und zum Satz dann aber in der Folge gezeigt haben, ist, dass diese Momente im Wesentlichen im Sprechen selbst lokalisiert sind. Das Sprechen selber ist eine Praxis der Verdinglichung und der Verkenning. Sofern sich das Anerkennen nun aber genau dieser Sprache bedienen muss, kann gelungene Anerkennung, so habe ich durch mein Relektüre von Hegels Überlegungen zu zeigen versucht, nur darin bestehen, die Gewalt der Sprache im eigenen Sprechen reflexiv einzuholen. Geht man die Theorie der Anerkennung derart von Hegels Theorie der Sprache an, dann lässt sich abschließend als Ergebnis festhalten: *Die Sprache der Anerkennung kann es nur als fortwährende Bewegung des Anerkennens geben.*²⁷

27 Für die bereichernden und klärenden Gespräche im Vorfeld der Entstehung dieses Beitrags danke ich herzlich Dirk Quadflieg.

Andreas Hetzel | Dirk Quadflieg | Heidi Salaverría [Hrsg.]

Schriftenreihe
Zeitgenössische Diskurse des Politischen

herausgegeben von

PD Dr. Andreas Hetzel
PD Dr. Oliver Flügel-Martinsen

Band 2

Wissenschaftlicher Beirat

Mathias Albert (Bielefeld), Anna Geis (Frankfurt/M.), Charles Girard (Paris/Tours), Ina Kerner (Berlin), Regina Kreide (Giessen), Oliver Marchart (Basel), Stephan Moebius (Graz), Martin Nonhoff (Bremen), Dirk Quadflieg (Frankfurt/M.), Hartmut Rosa (Jena), Rainer Schmalz-Bruns (Hannover)

Die Forschungsreihe versteht sich als Forum der Diskussion über Möglichkeiten und Grenzen des Politischen heute. Sie vereint Schriften aus der Politischen Theorie, der Politischen Philosophie, der Sozialphilosophie und der Soziologie. Ohne sich schulpolitisch festlegen zu wollen, verfolgen die Schriften der Reihe die Pfade eines antiessentialistischen, pluralistischen und radikal-demokratischen Denkens des Politischen, wie es sich seit der Mitte der 1980er Jahre vor allem in Frankreich, Italien, England und in den USA formiert hat. Das Themenspektrum der Bände erstreckt sich von dekonstruktiven über genealogische, agonistische, diskurs- und hegemonie-theoretische Ansätze bis in die Felder der Gouvernementalitätsstudien, des (Post-)Feminismus und der Postcolonial Studies. Die Reihe eröffnet eine konstruktive Kontroverse über die Diskurse des Politischen und sucht zugleich nach Perspektiven ihrer Weiterentwicklung.

Alterität und Anerkennung



Nomos